



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacob Grimm.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jacob Grimm.

Scharfsinn und treuer Fleiß sind die Factoren, die den normalen und stetigen Fortschritt der Wissenschaft bedingen. Mit ihnen gerüstet sehen wir Tausende von Gelehrten in ununterbrochener Emsigkeit geschäftig, die einzelnen Probleme, eins nach dem anderen, zu erledigen. Wie verschieden der Grad und die Art ihrer Begabung und ihrer Leistungen sein mag, für sie alle gibt es ein gemeinsames Maß, und ebenso ist der Charakter des so geschaffenen Fortschrittes im Ganzen ein ähnlicher. Aber von Zeit zu Zeit — sparsam im Laufe von Jahrhunderten — sendet ein gütiger Genius einen bevorzugten Geist herab, der sich diesem Maßstabe entzieht, in dem jene beiden Cardinaleigenschaften des Gelehrten erst als Momente zweiten Ranges erscheinen, der mit dem Instincte und der Productivität des Genies ganzen Wissenschaften neue Grundlagen schafft, neue Perspectives eröffnet, ja ganze wissenschaftliche Disciplinen für den Blick des Fernerstehenden scheinbar neu hervorzaubert. Zu diesen Männern, die für alle Zeiten als Eckpfeiler eingefügt stehen in der Geschichte der geistigen Entwicklung, gehörte Jacob Grimm, ja auch unter diesen Bevorzugten wird er stets einen hervorragenden Platz einnehmen. Denn Wenigen von ihnen wird vergönnt gewesen sein, das neue Gebiet, das sie geschaffen, selber, wie er gethan, fast bis zur Vollendung auszubauen und selber bis ins hohe Greisenalter hinein mit der Rüstigkeit eines Jünglings die Herrschaft über dasselbe in Händen zu behalten. Wenigen ferner wird vergönnt gewesen sein, mit ihrer Wissenschaft dem Herzen des Volkes, dem sie angehörten, so nahe zu treten, wie Jacob Grimm es mit der seinen that, und schon bei ihren Lebzeiten die Verehrung und die Liebe ihrer Nation in dem Grade zu gewinnen, wie Grimm sich ihrer eine lange Reihe von Jahren hindurch erfreut hat.

Jacob Grimm ward am 4. Januar 1785 in Hanau geboren. Als er ungefähr sechs Jahre alt war, ward sein Vater als Justizamtmann nach Steinau an der Straße versetzt und an diese „wiesenreiche, mit schönen Bergen umkränzte“ Gegend knüpften sich bei ihm die lebhaftesten Erinnerungen seiner Kindheit. Früh äußerten sich seine ungewöhnlichen Anlagen. „Die Mutter

erzählte wenigstens gerne," berichtet Wilhelm Grimm, „er habe schon lesen können, bevor andere Kinder anfangen zu lernen, und eine ganze Gesellschaft so sehr in Verwunderung gesetzt, daß alle sich hätten überzeugen wollen, ob er wirklich aus einem Buche ablese.“ Als er elf Jahre alt war, starb der Vater und hinterließ die Mutter mit sechs Kindern, von denen Jacob das zweitälteste war, in ziemlich gedrückten Verhältnissen. Eine Schwester der Mutter, die erste Kammerfrau bei der Landgräfin von Hessen war, nahm sich der Erziehung der Kinder an und ließ Jacob sammt seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Wilhelm im Jahre 1798 nach Kassel kommen, um das dortige Lyceum zu besuchen, wo Jacob nach Unterquarta gesetzt ward. Mit ungeduldiger Lernbegierde holte er nach, was seiner Vorbildung mangelte, und, fast stets in jeder Classe der Erste, konnte er schon im Jahre 1802, 17 Jahre alt, die Schule verlassen, um die Universität zu beziehen. Eine tiefe Kränkung, die ihm widerfuhr, indem einem reichen adligen Schulkameraden um seines Adels willen ein Stipendium verliehen ward, das nach Recht und Verdienst nur unserm Jacob zukam, hat er nie vergessen. Er begab sich nach Marburg und widmete sich der Rechtswissenschaft, dem Studium seines Vaters, auf Wunsch seiner Mutter und weil es zunächst ein Amt in Aussicht zu stellen schien. Höchst interessant und bezeichnend für seine spätere wissenschaftliche Richtung und seine Methode ist sein Ausspruch, daß eigene Neigung ihn zumeist der Botanik zugewandt haben würde. Vor allen übrigen Lehrern zog ihn Savigny an. Die schriftlichen Arbeiten, die dieser von seinen Schülern zur Interpretation schwieriger Gesetzesstellen anfertigen ließ, brachten ihm Jacob Grimm näher, dem gleich die erste Arbeit vorzüglich gelang; es begann sich zwischen ihnen ein näheres Verhältniß zu knüpfen, das bis an ihr Ende gedauert hat. Savignys reiche Bibliothek gewährte vielfache Anregung und Belehrung, auch über den Kreis der juristischen Literatur hinaus. Im Jahre 1804 ging Savigny nach Paris, um die dortigen Bibliotheken zu benutzen, und 1805 berief er Jacob Grimm sich nach zur Unterstützung seiner literarischen Arbeiten, denen sich dieser denn auch fast ein ganzes Jahr hindurch mit großem Eifer widmete, was Savigny später rühmend anerkannt hat. Zurückgekehrt, glückte es ihm im Januar 1806 als Kriegssecretär angestellt zu werden. In steifer Uniform mit Puder und Zopf, den Degen an der Seite, mußte er dem Dienste genügen, und nur sparsame Muße blieb für freiere Studien. Als die Franzosen das Land occupirten, nahm er seine Entlassung, suchte vergebens eine andere Stellung, z. B. an der öffentlichen Bibliothek in Kassel, und hatte den Schmerz, seine Mutter am 27. Mai 1808 sterben zu sehen, ohne daß ihr der Trost wurde, eins ihrer sechs Kinder versorgt zu wissen.

In die Zeit des Kriegssecretariates fallen die ersten Spuren seiner Beschäftigung mit dem deutschen Alterthume.

Zur Wiedererweckung der altdeutschen Poesie war zuerst angeregt worden durch J. J. Bodmer; dieser hatte den größten Theil der pariser Liederhandschrift, die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, die Fabeln des Bonerius u. A. theils herausgegeben, theils bearbeitet. Es hatte auch seinen Bemühungen an Nachfolgern nicht gefehlt: Gottsched, Lessing, Casparson, Michaeler, Müller, Eschenburg, F. Adelong, Gräter u. A. waren nicht ohne Fleiß auf diesem Gebiete thätig gewesen. Aber es waren gelehrte Spielereien geblieben, ein warmes Interesse war nicht erregt, ein tieferes Verständniß nicht erzielt worden. Nach dieser Richtung ist der Einfluß der romantischen Schule nicht hoch genug anzuschlagen. Ohne bedeutendes productives Talent besaßen die Romantiker ein um so empfänglicheres receptives. Die Gabe der Anempfindung, der Assimilierung des poetischen Gehaltes auch im disparatesten Stoff und in der disparatesten Form ward jetzt cultivirt und so der Grund zu einer neuen Wissenschaft, der Literaturgeschichte, gelegt. Unter den einschlagenden Schriften war epochemachend Ludwig Tiefs Vorrede zu seiner Bearbeitung der Bodmerischen Minnelieder, die 1803 erschien und die in den Partien, welche die seelische Bedeutung der Form und des Reims bei den mittelhochdeutschen Dichtern behandeln, noch heute als vorzüglich gelten kann. Jacob Grimm hatte dies Buch kennen gelernt, noch im Jahre 1831 war ihm der hinreißende Eindruck gegenwärtig, den die Vorrede auf ihn gemachte hatte. Zum ersten Male hatte er sich aus Savignys Bibliothek Bodmers Minnesinger im Originale geben lassen. Das einmal erwachte Interesse wird in seinem lebhaften Geiste fortgewirkt haben, aber für den Augenblick hatte es ihn noch nicht gefangen genommen, Grimm war beim Studium der Rechtswissenschaft geblieben. Und das dürfen wir wohl als ein Glück bezeichnen.

Je mehr bei einer Sache unser Herz theilhaftig ist, um so schwerer wird es, zu einer einfachen, zweckmäßigen Form der Darstellung zu gelangen. Das gilt wie im Leben auch in der Wissenschaft. In Betreff des Studiums der altdeutschen Poesie stand man damals an der Schwelle einer erst zu gründenden Wissenschaft, für die eine Methode, eine Form der Behandlung noch nicht vorlag. Alle diejenigen, die, ungeschult, nur jugendlichen Eifer, nur ein volles, warmes Herz zu ihr hinzubrachten, haben, selbst bei bedeutender Begabung, es nicht vermocht, ihre Gesetze und Regeln zu entwerfen, sie sind Dilettanten geblieben, die Görres, Büsching, von der Hagen u. A., und noch heute spüren wir die Nachwirkungen dieser so natürlichen Erscheinung. Anders stand es mit Jacob Grimm. Dieser hatte, wie wir gesehen, sich auf fremdem Gebiete unter trefflicher Leitung in streng wissenschaftlicher Methode geschult, und er hatte deren Handhabung durch eigene Theilnahme an den Arbeiten seines Lehrers eingeübt. So gestählt trat er, bereits 21 Jahre alt, an das Studium der deutschen Sprache und Literatur.

Es reizt, den ersten Aeußerungen eines bedeutenden Mannes nachzugehen, die Spuren der späteren Größe in den unscheinbaren Anfängen aufzusuchen.

Die Erstlingsfrüchte seiner Arbeiten finden wir in zwei Zeitschriften niedergelegt, die wir die Organe jener beiden Kreise nennen können, welche wir oben an der Wiege der jungen Wissenschaft stehen sahen. Der „Neue Litterarische Anzeiger“ sammelte um sich unter B. Docens so wichtigthuender wie geheimnißkrämischer Leitung die gelehrten Notizenkrämer, Achim von Arnims „Zeitung für Einsiedler“ (dann als „Trosteinsamkeit“ herausgegeben) diente der mehr in der Tiefe suchenden, freilich oft noch recht unklaren und embryonenhaften Richtung der romantischen Schule. Daß Jacob Grimm an beiden sich betheiligte, war schon bezeichnend für seine universellere Stellung; seine Aufsätze zeigen überdies, daß er in jedem Kreise mit ganz anderer Ausrüstung und Vorbereitung, mit ganz anderen Ansprüchen an sich und seine Wissenschaft auftrat als die übrigen Theilnehmer. Nächst kleinen Notizen, z. B. den Berichtigungen zu F. Adelungs Nachrichten von altdeutschen Handschriften, betraf die erste Abhandlung „des Herrn Kriegs-Secretärs Grimm“ im Anzeiger „das Nibelungenlied“ (N. L. A. 1807. Nr. 15 u. 16). Zum ersten Male ward hier die Forderung streng philologischer Behandlung auch deutscher Texte laut und zugleich der Beweis schon angewandten philologischen Studiums geliefert. Denn Jacob Grimm war der Erste, der entdeckte, daß die Myllersche Ausgabe des Nibelungenliedes arglos aus zwei ganz verschiedenen Recensionen zusammengedruckt sei; er vermochte auch schon Andeutungen aus dem Gebiete der höheren Kritik zu geben, indem er, auf Beobachtungen über Sprache, Stil und Darstellung gestützt, die Unmöglichkeit behauptete, daß das Nibelungenlied und die „Klage“ von Konrad v. Würzburg herrühren könnten, dem man damals, aus Mißverständniß der Schlußworte der „Klage“, jene beiden Gedichte beilegte. Auch die nordischen Quellen waren bereits herbeigezogen; kurz es war hier zum ersten Male eine wirkliche Untersuchung geliefert. Der zweite Aufsatz handelte über „den Meister- und Minnegefang“ (ebenda Nr. 23 und Nr. 43). Auch hier verrieth sich der scharfe und geübte Blick. Die unklare Ansicht von der naiven Form der mittelhochdeutschen Lyrik ward bekämpft, vielmehr auf die Künstlichkeit derselben und auf deren Gemeinsamkeit im sogenannten Minne- und Meistergesange hingewiesen. Docens und später auch v. d. Hagens Widersprüche, so wenig scharf gefaßt und bedeutend sie waren, zwangen doch Jacob Grimm, seine Beweisführung auszudehnen, und so entstand daraus ein eigenes Buch „Ueber den altdeutschen Meistergesang“, (Göttingen 1811), in welchem zuerst die Dreitheiligkeit im Bau der mittelhochdeutschen Strophe nachgewiesen ward, eine für die Kenntniß der altdeutschen Poesie und selbst ihres Verhältnisses zur provengalischen und französischen sehr wichtige Entdeckung. Eine kleine Notiz „Von der Uebereinstimmung der alten Sagen“ (ebenda

Nr. 36) eröffnet bereits eine weite Perspective in das Gebiet der vergleichenden Sagenkunde und zeugt schon von einem ausgedehnten Studium der verschiedenartigsten mittelalterlichen Quellen. Seine „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“ veröffentlichte Grimm dagegen in der Zeitung für Einsiedler (1808 Nr. 19 u. 20). Sie enthalten in vorzüglicher Darstellung die sinnig poetischen Grundgedanken, die seitdem seine wie seines Bruders Wilhelm Thätigkeit auf diesem Gebiete beherrscht haben. Wie sehr der Ausgangspunkt derselben noch in romantischer Verhüllung befangen war, verrathen sie dabei unverkennbar; wir können uns zum Beweise auf die Anführung der Worte beschränken „Nichts ist verkehrter als die Anmaßung, epische Gedichte dichten oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen“.

Unterdeß hatten sich Grimms äußere Verhältnisse wesentlich gebessert. Noch im Jahre 1808 erhielt er auf Johannes von Müllers Empfehlung die Aufsicht über die schon vom Kurfürsten angelegte, jetzt königliche Privatbibliothek auf Wilhelmshöhe, die ihm eine ausreichende Besoldung und vollständige Muße gewährte. Der König Jerome wollte ihm persönlich wohl und ernannte ihn aus eigenem Antriebe bald darauf auch zum Staatsrathsauditeur, was sein Einkommen noch verbesserte, ohne seine Muße wesentlich zu schmälern. Jetzt wandte er alle seine Zeit auf seine Lieblingsstudien, die nun bereits vollständig dem deutschen Alterthume zugewandt waren. Er befand sich darin in Uebereinstimmung mit einer allgemeineren Richtung jener Zeit. Denn unter dem Drucke der Fremdherrschaft besann man sich zuerst wieder auf das Vorhandensein einer deutschen Nationalität, fühlte, daß es eine Sölidarität der geistigen Gesamtinteressen derselben gab, und flüchtete sich mit seinen Gedanken in die frühere Geschichte der Nation, wo dieselben noch ohne Kummer weilen konnten. Obwohl Grimm persönlich unter der französischen Herrschaft nicht zu leiden hatte, fühlte er den Druck derselben, namentlich des französischen Rechtes und der französischen Sitte, darum nicht minder lebhaft, und sein Bruder Wilhelm hat uns mit beredten Worten den Zusammenhang ihrer Studien mit jener Stimmung der Zeit geschildert.

In den Jahren 1809 und 1810 war Jacob Grimm literarisch wenig thätig, seine Zeit gehörte der Vertiefung seiner Studien, der Vorbereitung größerer Arbeiten. Dann folgten mehre Jahre einer lebhaften gemeinsamen Thätigkeit mit seinem Bruder Wilhelm. Wir erinnern uns, sie waren mit einander zu ihrer Tante nach Kassel gegangen. Als Jacob 1802 die Universität bezog, mußte der um ein Jahr jüngere und überdies kränkelnde Wilhelm in Kassel zurückbleiben. „Die Trennung von ihm“, erzählt Jacob, „mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bette geschlafen hatte, ging mir sehr nahe.“ Sie waren dann im Jahre 1804 eine kurze Zeit in

Marburg wieder vereinigt, und wiederum in der Zeit von 1810, wo Wilhelm, nun vollständig genesen, sich nach Kassel begab, bis 1814, wo Jacob, nach dem Zusammenbrechen des westphälischen Königreiches als Legationssecretär bei der hessischen Gesandtschaft ins Hauptquartier der Verbündeten und zum zweiten Male nach Paris gesandt ward, wohin er im Auftrage der preussischen Regierung im Jahre darauf noch ein drittes Mal kommen sollte. Von Paris ging er, ebenfalls als Gesandtschaftssecretär, nach Wien (October 1814 bis Juni 1815) zu den Verhandlungen des dortigen Congresses, dann aber entsagte er der diplomatischen Laufbahn und fand eine Anstellung an der öffentlichen Bibliothek zu Kassel, an der sein Bruder Wilhelm bereits 1814 ein Amt erhalten hatte. Seit dieser Zeit (1816) sind die beiden Brüder nicht wieder getrennt worden, wenn wir von den vorübergehenden Folgen der göttinger Katastrophe absehen. Die Jahre 1810—1816 waren die ihrer so erfolgreichen gemeinsamen Arbeit, die uns jetzt beschäftigen soll.

Eine Frucht dieser ihrer gemeinsamen Thätigkeit sind zunächst die „Kinder- und Hausmärchen“ (Berlin 1812). Die Bedeutung dieses ebenso liebenswürdigen wie wichtigen Werkes ist eine doppelte. Einmal machte es zuerst darauf aufmerksam, welch ein Schatz des lieblichsten Erzählungsstoffes noch im Volksmunde vorhanden sei, und gab Fingerzeige zu seiner wissenschaftlichen Verwerthung. Eine nicht endende Reihe von Märchensammlungen bei uns wie bei anderen Völkern ist diesem Muster gefolgt, und noch immer scheint der Faden nicht abzureißen. Fast ebenso bedeutend, wenn nicht noch bedeutender, ist ihre Wichtigkeit für die Literatur im weiteren Sinne und für die Geschmacksbildung gewesen. Wenn man behaupten darf, daß die Richtung der Brüder auf das Volksthümliche der Sagen- und Märchenwelt recht eigentlich ihren Keim in den Gedanken- und Empfindungskreisen der Romantiker hatte, so muß man sagen, daß ihre Ausführung, der tactvoll getroffene einfache, volksmäßige Ton so durchaus classisch ist, daß kaum ein zweites Werk in solchem Grade ein wirksames Correctiv gegen die Ueberschwenglichkeiten der Romantik geworden ist, als die grimmischen Märchen. Mit Recht sind sie dem deutschen Volke ein Haus- und Familienbuch geworden, und mit Recht haben sie gegenwärtig ihren Weg selbst in die Schulen gefunden. Später überließ Jacob dies Gebiet ganz seinem Bruder, von dem allein die späteren Ausgaben, namentlich auch die Anmerkungen, ausgegangen zu sein scheinen.

Noch in demselben Jahre erschienen (Kassel 1812) „die beiden ältesten deutschen Gedichte, das Lied von Hildebrand und das Wessobrunner Gebet“. Ja so beträchtlich war bereits der gemeinschaftliche Vorrath altdeutscher Poesien und gelehrter Untersuchungen angewachsen, daß die Brüder daran denken konnten, nachdem Büschings und v. d. Hagens „Museum“, an dem sich Jacob betheiliget hatte, eingegangen war, ein eigenes Organ, und zwar für sich allein, zu schaffen.

Sie gewannen so den Vortheil, ihre Kräfte gemeinsam beisammen zu halten und sich schärfer abzusondern von den andern, minder geschulten und minder geschickten Mitarbeitern auf diesem Gebiete. Diese Zeitschrift waren die „Altdeutschen Wälder“, die in monatlichen Hefen erscheinen sollten, doch nicht ganz regelmäßig ausgegeben wurden. Es sind drei Bände, jeder zu sechs Hefen herausgekommen, der erste 1813 in Kassel, die beiden übrigen 1815 und 1816 in Frankfurt *). Der größere Theil der Beiträge ist von Jacob. Es ist eine reiche Auswahl der verschiedensten (bereits auch grammatischer) Untersuchungen, Quellenabdrücke, kleineren und größeren Mittheilungen, meist so durchdacht, daß sie noch heute benutzbar sind. Jacobs Abwesenheit, namentlich die mußeraubende im Jahre 1814, rief eine Stockung der Arbeiten hervor. Aber 1815 erschien die Ausgabe und Commentirung des „armen Heinrich“, und in demselben Jahre „die Lieder der alten Edda“, denen sich 1816 die „deutschen Sagen“ anschlossen. Späterhin sind nur noch die „Frischen Elfenmärchen“ (Leipzig 1826) gemeinsam gearbeitet, im Uebrigen gingen 1816 die beiden Brüder ihre eigenen Wege, und erst der Abend ihres Lebens führte sie wieder zusammen zu dem großen Werke des deutschen Wörterbuchs, über welchem sie Beide der Tod erzielte. Wo wir in dieser gemeinsamen Thätigkeit im Stande sind, das jedem Besondere zu trennen (wie z. B. in den altdeutschen Wäldern), da erkennen wir in Jacob den regeren, lebhafteren, anregenderen, doch auch hastigeren und kühnen Combinationen schnell zugänglichen Geist, bei Wilhelm finden wir scrupulösere Sorgfalt, größere Feinheit im Ausfeilen des Einzelnen und größere Enthaltbarkeit von Conjecturen. Es fand zwischen den Brüdern eine Ergänzung der Charaktereigenthümlichkeiten statt, die allein ihr fruchtbares Zusammenarbeiten und ihr ununterbrochenes ungetrübtes Zusammenleben erklärt.

Das deutsche Volk hat diese gemeinsame Thätigkeit der beiden Brüder stets mit besonderer Pietät betrachtet. Bei dem Eintritt in eine Wissenschaft und dem Bekanntwerden mit einem Stoffe, der dem Herzen an sich schon so nahe steht, erfreut es doppelt, einem edlen, rührenden Verhältnisse zu begegnen, das schon allein geeignet wäre, unsere ganze Theilnahme und Liebe in Anspruch zu nehmen. Dieser Eindruck einer freudigen Verehrung wirkt auf uns um so lebendiger, je frischer und empfänglicher das Gemüth in den Jahren ist, wo ihm jene Namen zuerst entgentreten durch die Märchen geschieht dies in der für Eindrücke zugänglichsten Zeit der Jugend. So sind „die Brüder

*) Hier ein Wort in eigener Sache. Dem Schreiber dieser Zeilen fehlt zu seinem Bedauern das dritte Heft des dritten Bandes, und er jagt ihm seit Jahren vergebens nach. Sollte ein Leser dieser Blätter dasselbe besitzen, ohne viel darauf zu geben (es sind viele Hefen einzeln zerstreut) und mit der Noth eines vergeblich suchenden Bücherfreundes einiges Erbarmen verspüren, so wird er wissen, was für eine Bitte an ihn der Schreiber dieses still im Herzen hegt.

Grimm" ein populärer Name geworden, und um ihre Bilder beginnt bereits ein bald scherzender, bald ernster Sagenkreis sich zu sammeln.

Während der Periode ihrer gemeinschaftlichen Arbeiten hatte Jacob Grimm doch auch Zeit gefunden, noch eigenen Forschungen nachzugehen. Ihn hatte die Richtung auf die volksmäßigen Sagen und Märchen weiter geführt auf tiefere Ergründung des in vielen so unverkennbaren mythischen Hintergrundes. So erschien 1815 die Abhandlung über die „Irmenstraße und Irmensäule“. Zugleich hatte er seinen Blick nicht auf die volkstümliche Poesie unserer Nation und deren nächster Verwandten beschränkt; auch die Volkspoesie fremder Idiome erregte sein Interesse, und die in Wien 1815 erschienene spanische Sammlung „Silva de romances viejos“ legt beredtes Zeugniß ab von dem Ernste der hierauf gewendeten Studien. Um dieselbe Zeit hatte auch bereits die serbische Volkspoesie seine Theilnahme auf sich gezogen, und mit welchem Eifer er sich ihr widmete, geht daraus hervor, daß er nicht nur späterhin selber serbische Lieder ins Deutsche übertrug (sie stehen in Goethes Kunst und Alterthum 1824 und 1825), sondern sogar nebenbei die serbische Grammatik des Wul Stephano-witsch verdeutschte (Leipzig und Berlin 1824) und sie mit einer eingehenden, 54 Seiten langen, höchst einsichtsvollen Vorrede versah. Das Buch ist in Einer Beziehung auch als Curiosum von Interesse: nicht viele Deutsche werden wissen, daß unser Jacob Grimm eins seiner Werke „dem Durchlachtigsten Fürsten in Serbien, Herrn Milosch Obrenowitsch“ gewidmet hat.

Kleinere Aufsätze Jacobs aus jener Zeit der gemeinsamen Thätigkeit stehen in v. d. Hagens und Büschings Museum 1811 („über Karl und Elegast“; „Hornkind und Maid Rimenild“), in Savignys und Eichhorns Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1815 („Von der Poesie im Rechte“) und 1816 („Literatur der altnordischen Gesetze“). Auch an kritischen Journalen betheiligte er sich in jener Zeit lebhaft, besonders an den heidelbergschen Jahrbüchern 1811 („Ueber v. d. Hagens und Büschings Museum“, „über Graeters Helga-Quida“), 1812 („Hofstätters altdeutsche Gedichte“, „v. d. Hagens und Büschings literarischer Grundriß der deutschen Poesie“) und 1816 („Benedekes Ausgabe des Bonerius“*); ferner in der Halle'schen Allgemeinen Literaturzeitung 1812 (über Rasks**) altnordische Sprachlehre); dann lieferte er mehre

*) Der Schluß der Recension ist geeignet, in Verwunderung zu setzen, wenn man sich späterer Dicta Jacob Grimms erinnert: „Druck und Papier sind ausgezeichnet; doch erklärt sich Recensent (mit unserer Zeit überhaupt) gegen den Gebrauch der lateinischen Buchstaben, die ja etwan ebensosehr aus anderen entsprungen sind als die deutschen gewissermaßen aus den lateinischen.“

**) Auch der Schluß dieser Recension mag hier eine Stelle finden, er ist gerade heut zu Tage geeignet, uns zu denken zu geben: „Darin sind die Dänen untadelhaft, daß sie dem offenen Eindringen deutscher Wörter und Phrasen Einhalt thun . . . aber . . . es hat

Recensionen in die Leipziger Literaturzeitung von 1812 und 1813. Auf einige dieser Aufsätze werden wir noch zurückzudeuten haben, im Allgemeinen haben sie natürlich keinen großen präsenten Werth mehr. Ihr Interesse für uns beruht hauptsächlich darauf, daß wir in ihnen die ungemein vielseitigen und gründlichen Studien verfolgen können, denen Grimm ununterbrochen oblag, und daß wir einer Reihe von Gedanken und Anregungen begegnen, die seitdem eben durch Grimm Allgemeingut unserer Wissenschaft und Grundlagen für den Fortbau in derselben geworden sind. — An dieser Stelle sei noch der Bemühungen gedacht, denen Grimm sich zu unterziehen hatte, als er 1815 nach der zweiten Einnahme von Paris von der preussischen Regierung abgesandt war, die in verschiedenen Gegenden Preussens geraubten Handschriften in Paris zu ermitteln und zurückzuerlangen. Er entledigte sich des schwierigen Auftrages mit vielem Geschick, so daß der Fürst von Hardenberg ihm in einem besondern Schreiben einen Dank aussprach. Leider und zu seinem großen Bedauern gelang es Grimm nicht, auch die große sogenannte Manessische Liederhandschrift unserm Vaterlande zurückzugewinnen.

Ueberblicken wir was Grimm bisher allein und in Gemeinschaft mit seinem Bruder geleistet hatte, so müssen wir zugeben, daß es genügend war, um mit Ehren die Leistungen eines Gelehrtenlebens auszumachen. Für Jacob Grimm aber sind alle diese Arbeiten nur Vorspiele gewesen zu größeren Thaten des Geistes. Ja, so bedeutend sind die nun folgenden Fundamentwerke ausgefallen, daß wir die gesammte vorausliegende Thätigkeit ganz naiv als etwas Antediluvianisches zu vergessen und ihm gar nicht weiter anzurechnen pflegen.

Mit dem Jahre 1816 tritt abermals eine Pause in Grimms literarischer Thätigkeit ein. Alle seine Kräfte werden jetzt concentrirt auf ein Hauptwerk, die deutsche Grammatik, deren Vorarbeiten bereits hier und da in den altdeutschen Wäldern, besonders aber in der Recension über Nafks Grammatik zum Vorschein gekommen waren. Kurz vor ihrem Erscheinen hatte er noch einen Strauß mit Jean Paul auszufechten, den er 1819 im zweiten Bande des Hermes wegen seiner barocken Ideen in Betreff der Doppelwörter zur Rede stellte. Er hatte bei dieser Gelegenheit bereits den epochemachenden Satz ausgesprochen: „Seine Regel kann nicht zutreffen, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Aeußerungen zu verstehen nicht im Stande ist. Er sieht bunte Ver-

jedem Deutschen schmerzhaft sein müssen, zumal jetzt, aus einer neulich erschienenen öffentlichen Verordnung der dänischen Regierung zu ersehen, daß in den ihr untergebenen deutschredenden Ländern die deutsche Sprache nach und nach gedrückt und wohl unterdrückt werden soll!“ Gedruckt im Jahre 1812.

wirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Bestandene und nie still Stehende ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tief sinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird.“ Noch in demselben Jahre erschien der erste Theil der „deutschen Grammatik“, die Flexionslehre umfassend, der drei Jahre darauf in zweiter Auflage herauskam, vermehrt um ein ganz neues Capitel, die Lautlehre; 1826 folgte der zweite Band, der die Lehre von der Wortbildung enthielt, 1831 der dritte, von der Fortsetzung der Wortbildungslehre und dem Genus handelnd, 1837 der vierte, die Syntax des einfachen Sazes. Auch damit war das Werk noch nicht vollendet und die Syntax des zusammengesetzten Sazes ist unbearbeitet geblieben. 1840 kam ein Abschnitt des ersten Bandes, die Vocale enthaltend, in dritter Auflage heraus.

Das Staunen, mit welchem das Werk bei seinem Erscheinen die Zeitgenossen erfüllte, vermag uns wohl nichts lebendiger vor die Augen zu führen als die Art und Weise, mit der sich Jean Paul in dem erwähnten Streitscherzend ausspricht (Ueber die deutschen Doppelwörter, Stuttgart 1820, fünftes Postscript): „Mit Herrn Bibliothekar Grimm sollte mir ein seltenes Glück begegnen. Ich war nämlich so glücklich, daß ich seine deutsche Grammatik erst in diesem Monate kennen lernte, also viel später als seinen Angriff meiner 12 kanonischen Apostelbriefe, der schon im zweiten Bande des Hermes auf 1819 steht. Himmel! wäre aber die Sache umgewandt gewesen, und ich hätte den Verfasser der Grammatik nur Eine Woche früher gelesen als den Verfasser des Angriffs: eine Leidenswoche hätte ich ausgestanden und es wäre zu viel gewesen!“

Und die Grammatik war auch wohl darnach angethan, ein solches Staunen zu rechtfertigen. Zuerst welche Bewältigung eines massenhaften Stoffes! Alle deutschen Sprachzweige, Gothisch, Hochdeutsch, Niederdeutsch, Niederländisch, Angelsächsisch, Nordisch, Schwedisch und Dänisch waren umfaßt und fast alle von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und mit einer fast erschöpfenden Erörterung aller zugänglichen Quellen, deren viele Mancher, der sich nicht ungelehrt dächte, vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach kennen gelernt hatte. Wo hatte man so viel Gelehrsamkeit und so viel Studium auf dem Gebiete des Deutschen schon nebeneinander gefunden? Sodann die wunderbare Durchsichtigkeit der Anordnung und die hinreißende Behandlung des völlig beherrschten Stoffes. Es hatte Grimm mit genialem Blicke die Form gefunden, zu gleicher Zeit eine darstellende, paradigmatisch belehrende, eine historische und eine vergleichende Grammatik zu schreiben, ja über das Gebiet der behandelten Sprache wiesen seine Fingerzeige auf die urverwandten hin. Eine großartige, ergreifende Perspektive eröffnete sich. Aber in diesen Eigenschaften ist das eigentlich Epochemachende der grimmischen Grammatik

noch nicht ausgesprochen. Dies liegt vielmehr darin, daß die Sprache in ganz anderer Weise als bisher aufgefaßt, daß die Stellung des gelehrten Forschers zu ihr in ganz anderer Weise bemessen ward als bisher. Die Sprache erschien nun als ein lebender, sich nach mehr oder weniger bestimmten Gesetzen fortentwickelnder Organismus, die lebende Sprache nicht mehr als ein den erklärenden Schwerpunkt in sich selbst findendes Ganze, sondern als das zufällige, augenblicklich letzte Ende der bisherigen Entwicklung; und der Gelehrte ward dieser Sprachentwicklung gegenübergestellt wie der beobachtende Naturforscher, der, recht eigentlich mit dem Blicke des Botanikers, die zahllosen Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache zu sammeln, zu ordnen, zu erklären, in Zusammenhang zu bringen habe. So war die bis dahin blühende gelehrte Schulmeisterei mit einem Schlage abgethan, aber dafür auch die Grammatik aus der Lage einer bloßen Hilfsdisciplin erhoben zu einer selbständigen Wissenschaft. Zunächst fiel natürlich der Hauptaccent auf die sinnlichste Seite der Sprache, ihre äußere, lautliche, formelle Erscheinung, und hier erschloß sich nun ein ganz neues Gebiet der Forschung, die Lautlehre. An 600 Seiten der zweiten Auflage nahm diese bereits 1822 ein, und 1840 war aus den Vocalen allein ein eigener Band von gleichem Umfange geworden. Dabei ruhte ein Zauber poetischer, seelenvoller Auffassung über der ganzen, den kolossalen Stoff in seltener Weise beherrschenden Darstellung. In Grimms Geiste gewannen die Laute der Sprache, gewannen die einzelnen lautlichen Erscheinungen der Sprachgeschichte ein eigenes Leben, eine scheinbar seelische Selbstbestimmungskraft. Wo eine solche am lebendigsten hervorzutreten schien, da verweilte Grimm am liebsten und mit dem ganzen Reichthum seiner Phantasie und seines Scharffinnes, so namentlich bei der Lehre vom Ablaut. Ueberhaupt fiel das Hauptgewicht seines Interesses auf die Laut- und Formenlehre. Hier wird ihm das für die gesammte Sprachforschung epochemachende Gesetz der sogenannten Lautverschiebung verdankt, ein Verdienst, das ihm ungeschmälert bleiben muß, wenn auch Rask einige Erscheinungen dieses Gesetzes bereits früher beachtet hatte; ferner die durchgreifenden und auf so einfache Gründe zurückgeführten Gesetze des Umlautes und der Brechung. Die Syntax muthete Grimm weniger an, und wenn der letzte Band derselben nicht erschienen ist, so hat dieser innere Grund dabei gewiß den Ausschlag gegeben. Einzelne Partien hat er in akademischen Abhandlungen bearbeitet, so namentlich einige Fälle der Attraction. Auch die Lautlehre ist noch in einigen besonderen Abhandlungen gefördert worden, so in der über die Entstehung der Diphthonge u. a.

Natürlich steht die Wissenschaft schon jetzt nicht mehr überall in Uebereinstimmung mit den einzelnen Resultaten Jacob Grimms. In der Lautlehre wird jetzt Manches anders gefaßt, und das Gesetz der Lautverschiebung ist in einzelnen Erscheinungen schärfer erkannt; jene poetische Auffassung, als lebe in

den Lauten ein seelisches Princip, hat Jacob Grimm mehrfach zu einer isolirenden Betrachtung der deutschen Sprachgeschichte und zu einer dynamischen Erklärung mancher Laut- und Formveränderungen verleitet, die sich nicht aufrecht erhalten läßt; so ist z. B. die Vorgeschichte des Ablautes und die Darstellung seiner Verzweigung und seines Einflusses allmählig eine andere geworden als wie Grimm sie darzustellen liebte. Aber wer wollte trotz alledem behaupten, daß auch nur der erste Theil der Grammatik von 1822 heute antiquirt sei? ja nicht einmal die Ausgabe von 1819 ist es; denn sie enthält eine Einleitung, die noch nicht wieder ersetzt ist. Wenn aber auch einmal alle Resultate revidirt und anders und schärfer gefaßt sein sollten, so wird der weltgeschichtliche Charakter der Grammatik dadurch in nichts verkümmert werden, denn durch sie ward, weit über das deutsche Gebiet hinausgreifend, der Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, zu der historischen Grammatik und zu der Sprachwissenschaft als selbständiger Disciplin. Diese hat seitdem weitere Dimensionen angenommen, W. von Humboldts und Bopp's Verdienste haben sie reich ausgestattet, aber nicht nur die historischen Grammatiker von Diez, Miclosich und Zeuß für die Gebiete der romanischen, slavischen und celtischen Sprachen können und wollen sich dem Geständniß nicht entziehen, in Grimms Fußstapfen getreten zu sein, nein alle Jünger der neuern Sprachwissenschaft überhaupt, selbst diejenigen, welche so weite Gebiete beherrschen, wie z. B. gegenwärtig Schleicher, können nicht umhin und werden nie umhin können, Jacob Grimm als einen der Hauptgründer und eine der Hauptsäulen ihrer Wissenschaft zu bezeichnen.

Von nun an können uns die kleineren Arbeiten Jacob Grimms nicht mehr beschäftigen. Wir bemerken daher nur im Allgemeinen, daß er seit 1819 eine Reihe Recensionen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (bis über die göttinger Katastrophe hinaus) und in den Wiener Jahrbüchern (hervorzuheben sind die über Graffs Präpositionen, Bertholds Predigten und Castigliones Ulfilas) hat erscheinen lassen. Weniges von ihm steht in Haupt und Hoffmanns Altdeutschen Blättern (1834—1840), dagegen lieferte er reiche Beisteuern zu der seit 1840 von Haupt herausgegebenen Zeitschrift für deutsches Alterthum und zu Franz Pfeiffers Germania seit 1855. Die Abhandlungen und namentlich auch die Berichte der berliner Akademie der Wissenschaften enthalten Viel und Vorzügliches; Kleinigkeiten finden sich noch manche zerstreut und an Orten, wo man sie nicht vermuthet, z. B. in Strubes und Hornthals Wünschelruthe (Göttingen 1818). Es wäre wünschenswerth, daß diese zerstreuten Aufsätze, von denen keiner ganz ohne Interesse ist, einmal gesammelt oder doch wenigstens bibliographisch zusammengestellt würden.

Wir schreiten vorwärts in der Besprechung der großen Fundamentalwerke Jacob Grimms.

Die erste Hälfte der zwanziger Jahre ward mit grammatischen Arbeiten der Herausgabe des ersten Bandes der Grammatik in zweiter Auflage und des zweiten Bandes ausgefüllt. Dann aber wandte sich Grimm, „um sich zu erholen“, anderen Studien zu, zu denen der erste Anstoß vielleicht in seiner früheren Beschäftigung mit der Jurisprudenz gesucht werden darf, wie denn auch die ersten Spuren derselben in den Aufsätzen in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft ans Licht traten. Aber auch nur der erste Anstoß. Denn wenn auch die Abhandlung über die Literatur der altnordischen Gesetze keinen abweichenden Standpunkt verrieth, so bewies doch bereits der Aufsatz über die Poesie im Recht, daß Grimm von einem ganz andern Interesse als dem rein juristischen aus auf die Behandlung seines Gegenstandes geführt ward. Für ihn war nicht das Recht als solches, sondern die Form desselben die Hauptsache. Der sinnliche, symbolische Charakter in den rechtlichen Bestimmungen, den Formeln, in den tausend und aber tausend Formalitäten, an denen namentlich das altdeutsche Recht so reich ist, die sinnlich-poetische Ausdrucksweise, die mehrfach direct sich der Formen der Poesie bedient, sie war es, auf was es ihm ankam. So wurden die alterthümlichen Bestimmungen des Rechts ihm ein redendes Zeugniß jenes früheren, sinnlicher empfindenden Zeitalters, wo die Poesie noch alle Sphären der höheren geistigen Thätigkeit durchdrang, wo die Vorstellungen noch nicht abstract geworden waren, sondern noch in lebendiger Anschaulichkeit gedacht wurden. Was Grimm schon in früheren Jahren in dieser Richtung gesammelt hatte, das beabsichtigte er nun in einem eigenen Werke niederzulegen. So entstanden „die Rechtsalterthümer“, die zuerst in Göttingen 1828 und dann ebenda 1854 in zweiter Auflage herauskamen. Er wollte zunächst „Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte, so viel er ihrer habhaft werden konnte, vollständig und getreu sammeln.“ Und das hat er mit jenem umsichtigen Blick und jenem riesigen Fleiße gethan, den wir in allen seinen Werken anstaunen. Ein ganz neuer Einblick ward hier geboten auf eine bisher unbeachtet gebliebene Seite des geistigen und Culturlebens. Es war mehr fast als in der Grammatik die Wissenschaft wieder um ein neues Gebiet bereichert. Und obwohl Grimm in diesem Werke eigentlich ein ihm schon fremd gewordenes Terrain betrat, so behielt er doch auf demselben die Zügel dermaßen in der Hand, daß noch 1854 ein genauer Wiederabdruck genügen konnte und mußte, zu seinem eigenen großen Leidwesen, da er unermüdet fortgesammelt und fortgedacht hatte und sich, im Drange anderer Arbeiten, nur ungern dazu verstand, den reichen Schatz berichtigten und gemehrten Materiales ungenügt zu lassen. Eine Art Ergänzung zu den Rechtsalterthümern ist die Ausgabe der „Weisthümer“, die jenen so ganz besonders als Quelle gedient hatten. Es sind dies bekanntlich Rechtsnachweisungen und Belehrungen, besonders von Gemeinden und Genossenschaften veranlaßte

Erklärungen über bestehende locale Rechtsgewohnheiten. Sie erschienen in drei Bänden von 1840—1842, und noch in diesem Jahre ist ein vierter hinzugegetreten. Auch auf diesem Felde ist kein Jurist im Stande gewesen, mit Grimm zu wetteifern. Leider ist die Nuzbarkeit und damit die Benuzung des Werkes sehr beeinträchtigt durch das Fehlen eines Registers, und so dürfte es nur wenige Rechtskundige geben, die es zu gebrauchen verstehen. Auch in kleineren Abhandlungen hat Grimm noch manchen Beitrag zu den hier in Frage kommenden Gegenständen geliefert, so z. B. durch den Aufsatz „über die Grenzalterthümer“.

Bald nach dem Erscheinen der Rechtsalterthümer, während der dritte Band der Grammatik im Drucke war, folgten die Brüder Grimm einem Rufe an die Universität Göttingen. Nur ungern vertauschten sie die Heimath mit der fremden Stadt und die Ruhe und Muße des bibliothekarischen Stilllebens mit der anstrengenden Thätigkeit des akademischen Lehramtes. In diese Zeit fällt noch die Herausgabe der „althochdeutschen Hymnen“ durch Jacob.

Sein nächstes umfassendes Werk war das Buch über „Reinhard Fuchs“, Berlin 1834, das er wohl selber für eine seiner besten Arbeiten zu erklären pflegte; und allerdings muß man sagen, daß sein feiner poetischer Sinn, sein in die Tiefen der Erscheinungen eindringender Spürgeist, seine scharfsinnige Combinationsgabe und die Kunst gefangennehmender Darstellung kaum in einem zweiten Werke so glänzend vereinigt sind wie in diesem. Grimm fand bekanntlich den Hintergrund zu den Erzählungen von Reinhard in einer uralten im Volke lebendig fortgedichteten Thiersage, die dem noch vertraulicheren Zusammenleben der Menschen mit den Thieren des Waldes ihren Ursprung verdankte und noch heute Spuren des Geistes und Lebens jener Urzeiten athme. Zu den in jenem Werke herausgegebenen Gedichten des Glichesäre fand Grimm später die schon früher scharfsinnig vermuthete ältere Vorlage, und er gab diese heraus in dem „Sendeschreiben an Karl Lachmann“, Leipzig 1840, mit welchem er diesen zu seinem Geburtstag überraschte.

Von noch durchgreifenderer Bedeutung war die „Deutsche Mythologie“, die im Jahre darauf (1835) erschien. Hatte er in der Grammatik und den Rechtsalterthümern neue wissenschaftliche Disciplinen und neue Methoden der Behandlung geschaffen, so galt es hier die Gründung einer vollkommen neuen Wissenschaft. Die Existenz einer deutschen Mythologie, die Möglichkeit ihrer Reconstruirung hatte man bis dahin, uns heute geradezu unbegreiflich, offen geläugnet: „was von besondern Göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer nur bald los zu werden, als gallische oder slavische zu betrachten, wie Landstreicher auf Schub weiter geschickt werden; mag der Nachbar zusehen, was er mit dem Gesindel anfangt.“ Die Mythologie ist vielleicht das Hauptwerk Jacob Grimms. Zu keiner Arbeit war seine natürliche Anlage so geschaffen.

Während auf dem Gebiete der Grammatik und der Rechtsalterthümer sein poetischer Taftinn doch immer nur nebenbei zur Geltung kommen konnte und zuweilen selbst Gefahr lief, sich dahin zu verirren, wo er eigentlich nicht hingehörte, so hatte er es in der Mythologie durchaus mit der freien Schöpfung des poetischen Geistes zu thun. Denn in den Gestalten der Religion und der Mythologie schafft sich der Mensch seinen Gott oder seine Götter nach seinem Bilde, schafft sich seinen Götterhimmel und seine Göttergeschichte nach seinen Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen. Hier kann nur das Talent poetischer Nachempfindung und Anempfindung zu Resultaten gelangen, und somit war hier Grimm recht eigentlich auf seinem Gebiete. So darf es uns denn nach dem bisher Erörterten nicht Wunder nehmen, wenn die deutsche Mythologie fertig wie die Minerva aus Zeus Haupte hervorsprang und alle Zweifel einfach durch ihre Existenz niederschlug. Das Werk ist 1844 in zweiter Auflage erschienen, wesentlich umgearbeitet und vermehrt, leider ohne den Anhang der ersten Auflage, die daher noch immer nicht entbehrt werden kann; die Ausgabe von 1854 ist nur ein genauer Wiederabdruck der zweiten, da die Arbeit am Wörterbuche eine neue Bearbeitung unmöglich machte.

Ungemein fruchtbar ist die Anregung Grimms gerade auf diesem Gebiete geworden, weil in keinem andern seiner Werke der Zauber der Poesie Gegenstand wie Forschung so ganz durchdringt; aber auch am unübertroffensten ist Jacob Grimm gerade auf diesem geblieben, wo nur eine feine Grenze geniale Forschung von methodeloser Phantasterei trennt. Leider hat die letztere sich hier seitdem nicht wenig breit gemacht.

So stand Jacob Grimm, nachdem den drei ersten Bänden seiner Grammatik im Jahre 1837 noch der vierte gefolgt war, auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Verdienste, als er im Herbst desselben Jahres aus der Stille seines gelehrten Wirkens auf die Bühne des öffentlichen Lebens gerissen und genöthigt ward, auch von dem Adel und der Selbständigkeit seines Charakters Zeugniß abzulegen. „Allgemein bekannt ist (mit diesen Worten folgen wir der Vorrede zum deutschen Wörterbuche), daß im Frühjahr 1837 König Ernst August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene, im Lande zu Recht beständige und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen Anderen, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen (denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen?) ich und mein Bruder unserer Aemter entsetzt wurden.“ Jacob ward überdies mit Dahlmann und Gerwinus des Landes verwiesen (am 11. December). Er mußte sich von seinem Bruder und dessen Familie trennen und lebte mehre Jahre in stiller Zurückgezogenheit zu Kassel. Es ist kaum glaublich und zeigt, daß wir doch gegenwärtig in der politischen Moral nicht unwesentliche Fortschritte gemacht haben und in einer gesunderen Zeit leben, daß Jacob Grimm in einer

Frage von so einfacher Sachlage, gegenüber einem brutalen und schamlosen Despotismus, sich zu einer Rechtfertigungsschrift genöthigt sah: „Es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gefunden Menschenverstand absprechen, selbst höhrende, die im Voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen.“ Diese Schrift „Jacob Grimm über seine Entlassung“, Basel 1838, gewährt einen offenen Blick in den Gang der Ereignisse, in seine Motive und seine Handlungsweise, sie ist ein schönes Denkmal seines Muthes und seiner Ehrenhaftigkeit und ein verdientes Denkmal der Schande für manchen Andern. Der Absolutismus in Deutschland hat schwerlich durch ein anderes Ereigniß einen tieferen Stoß erhalten als durch dieses. Für die Wissenschaft erwuchs aus der unfreiwilligen Muße der beiden Brüder eine große und bedeutsame Frucht, der Plan zu dem großen deutschen Wörterbuche, dessen erste Anregung von den Herren S. Hirzel und K. Reimer ausging, in deren Verlage später dieses Werk erschien. Einstweilen wurden nur die Vorbereitungen angeordnet, dagegen wurden während der Zeit des kasseler Aufenthaltes die „lateinischen Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts“ (darunter der Waltharius und der Ruodlieb) mit Schmeller gemeinsam (1838), und das angelsächsische Werk von Andreas und Glene (1840) durch Jacob allein herausgegeben.

Im Jahre 1841 wurden beide Brüder als Mitglieder der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Den Bemühungen Bettinas und des Präsidenten v. Meusebach wird diese günstige Wendung ihres Geschickes wohl hauptsächlich verdankt. Aus einer fast gedrückten Lage waren nun beide Brüder plötzlich in die ehrenvollste Stellung erhoben, die einem deutschen Gelehrten gewährt werden kann, sie hatten volle Muße zur Verfolgung ihrer Studien und lebten, aller Sorgen überhoben, in den angenehmsten Verhältnissen. Seit ihrer Uebersiedelung nach Berlin folgten einander eine lange Reihe vorzüglicher akademischer Abhandlungen, auf welche die Akademie allen Grund hat stolz zu sein. Nur selten und auf kurze Zeit ward diese Thätigkeit unterbrochen durch die dringenden Anforderungen, welche die Herausgabe der größern Arbeiten an Jacob stellte. Besonders umfänglich sind die Abhandlungen über die „Gedichte des Mittelalters auf Kaiser Friedrich Barbarossa“ und „über den Ursprung der Sprache“. Minder bedeutend war, wie auch bereits in Göttingen, seine Wirksamkeit an der Universität. Für das Katheder besaß Jacob zu viel Unruhe des Geistes, zu wenig pädagogische Methode. In dieser Beziehung übertraf ihn Lachmann weitaus, und daher die merkwürdige Erscheinung, daß, obwohl Jacob Grimm unbestritten als der Schöpfer der germanistischen Studien angesehen wird, doch unter den gegenwärtigen Trägern dieser Wissenschaft sich kaum ein Einziger befindet, der sich einen persönlichen Schüler Grimms nennen könnte, während weitaus die Mehrzahl aus dankbaren Schülern Lachmanns besteht.

Nachdem Jacob Grimm in den Jahren 1846 in Frankfurt und 47 in Lübeck den Versammlungen der Germanisten präsidirt hatte, denen damals, wo es in Deutschland noch kein öffentliches politisches Leben gab, eine höhere Bedeutung zukam als gegenwärtig den gelehrten Wanderversammlungen, ward er im Jahre 1848 nach Frankfurt ins Parlament gewählt, auch in Gotha tagte er mit 1849. Zu einem politischen Auftreten war er indeß nicht geschaffen. Schon sein Organ eignete ihn nicht zum Redner; dabei war sein Wesen zu eigenthümlich individuell, seiner Erfahrung lag die politische und sociale Welt mit ihren Bedingungen und Forderungen zu ferne, als daß er eine hervorragende Rolle hätte spielen können. Dennoch ist er mehrfach aufgetreten, hat selbst eigene Anträge gestellt und vertheidigt, die von der lautersten Vaterlandsliebe und dem edelsten Streben für Recht und Freiheit zeugten.

Trog der politischen Aufregungen und Zerstreuungen des Jahres 1848 vollendete er in eben diesem Jahre noch eines seiner Hauptwerke, die „Geschichte der deutschen Sprache“, deren Dedication an Gerwinus in Frankfurt geschrieben ist. Sie erschien in zwei Bänden, eine zweite, unveränderte Auflage folgte 1853 in einem Bande. Dies Werk ist nicht, wie der Name zunächst vermuthen ließe, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache bis auf unsere Zeit, sondern es ist mehr eine Vorgeschichte der deutschen Sprache, eine zusammenfassende Erörterung der allgemeinen Grundlagen und Geseze unserer Sprache, ihrer Stellung zu den urverwandten und ihrer eigenen Spaltung in verschiedene Sprachzweige und Dialekte. Dieses Werk liefert in manchen Punkten den Beweis, daß Jacob Grimm seiner Freude und Lust an kühnen Combinationen, die ihm meist so glänzend gelungen waren, im Alter anfang die Zügel schießen zu lassen; die Identificirung der Gothen mit den Geten, auf die es ihm in diesem Buche hauptsächlich ankam, ist von der Wissenschaft fast einstimmig zurückgewiesen, und auch noch sonst findet sich im Einzelnen des Bedenklichen nicht wenig, auch von Neuem jene Neigung zu einer isolirenden Richtung in der Entwicklung und Begründung der deutschen Spracherscheinungen, trotz der ununterbrochenen Rücksichtnahme auf die urverwandten Sprachen. Aber bei alledem ist es ein erstaunliches Werk, und nicht sein geringster Werth beruht darin, daß es zuerst lehrte, der Sprache Aufschlüsse abzugewinnen über die fernfliegenden Geheimnisse der Culturgeschichte. In dieser Hinsicht darf es wohl wiederum als epochemachend bezeichnet werden. — Im Jahre 1850 erschien noch die umfangliche Vorrede zu Merckels Lex Salica, die die malbergische Glosse zum Gegenstande hatte und ihren deutschen Ursprung in umfassender und scharfsinniger Weise zu erhärten suchte. Mit Recht durfte diese Vorrede „ein selbständiges Werk“ genannt werden.

Von nun an gehörte Grimms ganze Thätigkeit den Vorbereitungen zum „Deutschen Wörterbuche“, das er mit seinem Bruder gemeinsam auszugeben boten IV. 1863.

führen übernommen hatte. Nicht schöner und paßlicher konnten sie ihre Forschungen krönen, als indem sie selbst Hand anlegten an ein Werk, das sie in weiteren Kreisen verbreiten sollte. Mit seltener Frische und seltener Energie haben sie dies gethan. Seit dem Jahre 1852 erschien das große Werk, von einer ungewöhnlichen Theilnahme des deutschen Volkes getragen. Die Literatur keiner Nation hatte bis dahin etwas Aehnliches aufzuweisen, heute können wir bereits den gewichtigen Einfluß auf die auswärtigen Völker nachweisen, den es geübt hat. Selbst die Franzosen haben es nachzuahmen versucht, mit dem ihnen eigenen Geschick, und das große Wörterbuch der niederländischen Sprache, das jetzt vorbereitet wird, ist ganz nach dem Muster des grimmschen angelegt. Daß das Werk hier und da kleine Mängel verräth, Schwächen des Alters und Ungeübtheit im Erkennen praktischer Bedürfnisse, schadet dem Verdienste und der Bedeutung im Ganzen nicht. Wir unterlassen es, uns des Weiteren über dasselbe zu verbreiten, da es ja in Jedermanns Händen ist. Vollendet ward der erste Band 1854, der zweite 1860, der dritte 1862. Darüber hinaus ist nur Ein Heft erschienen, wenige Bogen liegen noch außerdem gedruckt fertig; inmitten des Artikels „Frucht“ ward Jacob Grimm durch den Tod abgerufen. Bekanntlich ist der Buchstabe D von Wilhelm Grimm gearbeitet, alles Uebrige von Jacob sammt den Vorreden, und Jedermann wird, wenn er die starken, enggedruckten Bände überblickt, mit Staunen erfüllt werden über die rüstige Kraft des Greises, der in verhältnißmäßig kurzer Zeit solche Massen zu verarbeiten im Stande war; denn schon die zur Herstellung erfordernde mechanische Arbeit des Schreibens scheint die Kräfte eines Jünglings zu übersteigen. Und dabei ruhet Jacob Grimm während der Zeit keineswegs ganz von anderen Arbeiten aus, die Akademieschriften enthalten eine Reihe werthvoller Abhandlungen gerade aus den letzten Jahren.

Freilich, mit noch manchen weitergehenden Entwürfen trug sich Jacob Grimms reicher Geist, deren Ausführung durch die Arbeit am Wörterbuche verhindert worden ist. Daß es ihm unmöglich war, von dem ersten Bande der Grammatik eine neue Bearbeitung zu liefern, und daß er einen wörtlichen Wiederabdruck (1851) zulassen mußte, gereichte ihm zu oft ausgesprochenem Bedauern. Nicht anders stand es mit den Rechtsalterthümern und der Mythologie; den letzten Band der „Syntax“ zu liefern war ernstlich seine Absicht. Außerdem beschäftigte ihn seit langen Jahren der Entwurf einer „Geschichte der deutschen Sitte“. Nach Vollendung des ersten Bandes des Wörterbuches führte ihn sein rastloser Forschungstrieb auf ein neues Gebiet, auf die „Geschichte des Epos“. Ein umfassendes Werk sollte diesem Gegenstande gewidmet werden und auch wichtige Specialfragen, wie die Ossianfrage und die Nibelungenfrage sollten in ihm ihre Behandlung finden. Leider sind diese beiden Werke ungeschrieben

geblieben und auch nicht einmal Andeutungen über Gang und Ziel der Untersuchungen sollen sich in seinem Nachlasse vorgefunden haben, wie denn Grimm, durch ein außerordentliches Gedächtniß unterstützt, stets erst für den Druck niederzuschreiben pflegte. Der Verlust ist groß; denn schwerlich findet sich so bald wieder ein Gelehrter, der für die Behandlung jener Fragen so großartige und weitumfassende Gesichtspunkte, einen so feinen Spürsinn und ein so immenses Wissen hinzu bringen wird, wie Jacob Grimm dies gethan haben würde. Ungedruckt geblieben ist auch eine im Jahre 1824 geschriebene, historisch-grammatische Abhandlung „über die deutschen Adjectiva“, die von der königl. deutschen Gesellschaft in Königsberg gekrönt worden war. Anfangs wollte sie Grimm erweitern mit Benutzung der inzwischen erschienenen neuen altdeutschen Quellen. Später wird er die Resultate in den folgenden Bänden seiner Grammatik und in der Geschichte der deutschen Sprache veröffentlicht haben, so daß er von dem Drucke ganz absah.

Wer zuerst hinantritt an die Massenhaftigkeit des Materials, das in Grimms Werken zusammengetragen und aufgespeichert ist, oft mit fast lexikalischer Vollständigkeit, dem möchte es auf den ersten Blick scheinen, als überwuchere dies die geistige Arbeit. Und doch wäre kein Urtheil ungerechter. Gerade die geistige Verarbeitung ist es, die den gewaltigen Reiz ausübt, welchen das Studium aller Werke Grimms gewährt, gerade die Eigenschaft derselben, daß wir in ihnen, auch fast erdrückt von der Last des gelehrten Materials, doch keinen Augenblick das Gefühl verlieren, daß es, vollständig beherrscht, nur als Baustein im Gedankengange des Autors verwendet wird. Keine Erscheinung, auf welchem Gebiete immer, auch die äußerlichste nicht, der nicht Grimm ein Motiv, eine seelische Natur abzugewinnen wüßte, oder für die er nicht wenigstens einen schlagenden Ausdruck, ein poetisches Bild zur Hand hätte. So reißen seine Arbeiten hin, und die vielen dicken Bände seiner Werke sind eine Fundgrube der reinsten Erquickung.

Grimms Prosa gehört ohne Frage zu dem Besten, was in deutscher Sprache geschrieben ist. Kurz, gedankenvoll und dabei nie abstract, überall eine lebhafte Empfindung und einen frischen sinnlichen Ausdruck derselben gewährend, weiß sie auch dem Einfachsten den Stempel seines großen Geistes aufzudrücken. Wir weisen hin auf die Vorreden zu den verschiedenen Bänden der Grammatik, zu den Rechtsalterthümern, zu der Mythologie, namentlich in der zweiten Auflage derselben, und auf die Schrift über seine Entlassung. Ganz besonders aber möchten wir die Erinnerung an eine kleine Gelegenheitschrift, die fast vergessen zu sein scheint, auffrischen, wir meinen die Schilderung „italienischer und skandinavischer Eindrücke“. Sie vor Allem verdiente in einer Sammlung seiner kleineren Schriften aufgenommen zu werden.

Jacob Grimm war nie verheirathet. Es liegt Ernst in dem scherzenden

Worte, er habe sich nicht die Zeit dazu gelassen. Seine ganze Liebe, sein ganzes Dichten und Trachten ging auf in dem Eifer, in der rastlosen Thätigkeit für seine Wissenschaft, der alle seine Gedanken in jedem Momente zugewandt waren, und der gegenüber keine persönliche Neigung aufkommen konnte. Die Pflege und den gemüthlichen Halt, den die Familie gewährt, fand er in reichem Maße in dem lebenswürdigen Hause seines Bruders, das ihn wie einen zweiten Vater verehrte.

Am 16. December 1859 starb Wilhelm. Das vereinsamte den älteren überlebenden Bruder, der seinem Schmerze in einfachen, rührenden Worten Ausdruck gab; aber in rüftigster Thätigkeit arbeitete er fort. Ungehemmt erschienen die Hefte des Wörterbuches, ward der Druck gefördert. Im Anfange September d. J. erkrankte er an einer Gallen- und Leberaffection, doch ward dieselbe gehoben. Er ward wieder munter, dictirte eine Reihe Briefe, die noch ganz die alte geistige Frische und Lebendigkeit athmeten. Wenige Tage darnach aber traf ihn ein Schlaganfall. Am 20. September verschlimmerte sich sein Zustand, er rang fast den ganzen Tag über mit dem Tode. Es war ein Sonntag, und feierlich hallten die Glocken hinein in sein Sterbezimmer. Am Abende wiederholte sich der Schlaganfall in kurzer Pause zweimal, und um 10 Uhr schied sein edler Geist von dieser Welt. Die allgemeinste Theilnahme folgte ihm und ehrte sein Begräbniß. Unter den vielen Zeichen liebender Verehrung rührte am meisten ein Todtenkranz, der den Sarg schmückte, mit der gestickten Inschrift auf weißem Bände: „Dem Freunde der Jugend dankbare Kinder“. Unmittelbar neben dem seines Bruders ward sein Sarg in die Erde gesenkt. Nach dem ausdrücklichen Wunsche des Heimgegangenen soll kein Denkmal, sondern ein einfacher Leichenstein die Stätte kennzeichnen.

Eine so reiche und in vielgestalteter Thätigkeit entwickelte Begabung, wie die Jacob Grimms, in wenigen Worten charakterisirend zusammenzufassen, ist kaum möglich. Sollten wir dennoch versuchen dürfen, einen einheitlichen Mittelpunkt aufzudecken, der, als das eigentlich befruchtende und gestaltende Element, aller seiner Thätigkeit immanent zu sein schiene, so möchten wir wiederholen, was wir schon an anderer Stelle ausgesprochen haben: Vielleicht nie wieder wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine dem innersten Wesen ihrer Begabung so congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genies, der nur das ihm Gemäße zu ergreifen brauchte, dieser geniale Blick war es, den er, man möchte sagen wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schächte der deutschen Vergangenheit und des deutschen Wesens, und mit dem er Gebiete erhellte, die der größten Gelehrsamkeit und dem größten Scharffinn allein stets unenthüllt geblieben wären.